

## Das Lesen im Buch der Natur

(«Das Goetheanum» Nr. 34 / 24.08.1980)

Das Vorgehen der Naturwissenschaften ist mit dem Verfahren eines Gelehrten vergleichbar, der einen geschriebenen Text untersucht und dabei die Buchstaben in bezug auf ihre Gestalt sorgfältig beobachtet und beschreibt, ihre Grösse, ihre Abstände misst, die Winkel der Formen bestimmt, Statistiken über die Häufigkeit der einzelnen Buchstaben, Formeln für die Wahrscheinlichkeit ihres Vorkommens aufstellt, das Papier, die Druckerschwärze analysiert, das Gewicht des Textes und der Worte mit der Waage bestimmt und vielleicht auch die Schrift auf ihre Verwendbarkeit, zum Beispiel als Heizstoff auf ihre Verbrennungswärme, untersucht. Nur lesen tut er den Text nicht, denn er kennt die Zeichen nicht, und ausserdem fällt ihm gar nicht ein, es könnte vielleicht ein Text sein. Alles, was er untersucht und bestimmt, hat seine Realität, sagt aber nichts über den Inhalt oder den Sinn des Textes aus.

Ist denn die Natur überhaupt mit einem Text zu vergleichen, das heisst, *sagt* sie überhaupt etwas? Insofern die Naturdinge und Phänomene Qualitäten und bestimmte Eigenschaften haben und auch Gesetzmäßigkeiten zeigen, sind sie Wörtern oder Wortzeichen ähnlich. Allerdings kennen wir den *Sinn* der Worte nicht; wir können die Ideen, die Begrifflichkeiten der Naturdinge und Naturphänomene nicht denken wie wir die Funktion, die Begriffe der menschengeschaffenen Gegenstände kennen. Ich weiss, was die Funktion «Nähnadel» ist, nicht aber, was in diesem Sinne «Eidechse» oder «Klee» bedeutet. Wir schauen die Naturdinge fast ausschliesslich *nominell* an, wir wissen nicht mehr über die Pflanze als ihren Namen. Die Pflanzenkunde verfährt auch nicht «lesend», sondern zerlegend. Alle Nominalisten vergessen aber eines: benennen kann man nur, was benennbar ist, das heisst, was Qualität hat, und zwar eine spezifische Qualität. Das bedeutet, dass die Naturdinge ideenbestimmt sind, Begrifflichkeiten, die wir zunächst nicht denken können. Wir wissen nicht, was, dem *Sinn*, der Funktion nach, Quecksilber und Quarz, Frosch und Adler, Nelke und Weide sind, was sie «bedeuten». Insofern Naturdinge «Worte» sind, Worte aber in sich keine Realitäten sind, sondern nur in einem Satz oder sogar in einer Sprache, ist es auch in bezug auf die Natur kaum anders denkbar, als dass sie und die Dinge in ihr einen «Sinn» haben, dass sie ein Text ist. Aber wir verstehen weder den Text, noch die Worte, noch die Buchstaben.

Die Gründe für dieses Nicht-Verstehen sind offensichtlich: einerseits, dass *diesen* Text nicht der Mensch konzipiert hat; andererseits, dass sein Bewusstsein von der ganzen Natur allein das Mechanische zu denken fähig ist; schon das Chemische ist nominell gedacht. Das dialektische Bewusstsein ist das Bewusstsein des Gedachten, nicht des *Denkens*; die Naturdinge sind aber offenbar mindestens auf der Ebene des *lebenden Denkens* «gedacht». Um sie «denken» zu können, müsste der Mensch Begriffe bilden, «die sich zu der gewöhnlichen Begriffswelt des Physischen so verhalten, wie die Begriffswelt des Physischen zur Traumwelt» (GA 257). Weil wir solche adäquate Ideen zunächst nicht bilden, *nehmen wir überhaupt wahr*; das geschieht gerade dort, wo unser Denken an ein höheres, «kosmisches», das heisst, lebendes Denken angrenzt. Auch die menschengeschaffenen Dinge sind in ihrer Stofflichkeit Natur, daher wahrnehmbar.

Während sich die Begriffe der Naturwissenschaft auf eine «objektive Aussenwelt» beziehen, mit dem Denken und Denkende nichts zu tun haben - ausser dem, dass sie vom denkenden Bewusstsein gedacht werden, was aber an ihnen nicht bemerkbar ist -, bedeutet die qualitative Andersartigkeit der höheren Begriffe grundsätzlich, dass sie nicht *dualistischer* Natur im obigen Sinne sind, sondern *monistisch*: sie stehen über Aussen und Innen, beide mit einbeziehend, wie auch die Idee des Erkennens selbst, wenn sie *intuitiv* erfasst wird. Begriffe naturwissenschaftlicher Art, dualistisch, und Ideen monistischer Art sind nicht «mischbar», man kann sie nicht in *einem* Satz, in *einem* Gedanken verwenden.

Die einfachsten monistischen Begrifflichkeiten sind aber die *Buchstaben*, *Schriftzeichen* für den, der sie *lesen* kann. Lesen ist möglich, wenn das Schriftzeichen etwas bedeutet, was

zugleich in mir ist, sogar in mir entsteht, wie zum Beispiel ein T, ein O. Das Zeichen ist eine *Anweisung* für mich; es sagt, was ich *tun* soll. Es sagt es und ich lasse es, dass es sagt, widerstehe nicht, identifiziere mich mit dem Gesagten, und daher weiss ich, was zu tun ist - und es ist schon getan. So ist es auch beim Notenlesen.

Ich weiss, was ich tun muss, wenn ich «U» lese; ich weiss, was ich tun muss, wenn ich «Uhr» lese (abgesehen von den Buchstaben und ihrem Zusammenhang); ich weiss, was ich tun muss, wenn ich «Es ist zwei Uhr» lese (abgesehen von den Wörtern und ihrem Zusammenhang); ich weiss aber nicht, was zu tun ist, wenn ich Wildenten in einem Teich schwimmen sehe.

Die vier oberen Sinne des Menschen, Hörsinn, Lautsinn, Begriffssinn und Ich-Sinn - eigentlich: Du-Sinn - sind lesende Sinne par excellence. Sie haben drei Charakteristika: sie sind alle «verzichtend» auf die nächstniedrigere Qualität - der Lautsinn sieht ab von der Tonhöhe, der Begriffssinn sieht ab von den Lauten und Worten, usw. (das ist bezeichnend für das Lesen als Tätigkeit); zweitens: es sind diesen Sinnen entsprechende produzierende Tätigkeiten im Menschen da (Ton-Geben, Laut-Geben, Gedanken-Geben, Ich-Geben), eben deshalb kann er mit ihnen lesen, denn Lesen ist immer innere Aktivität, inneres «Sprechen»; drittens: diese Sinne beziehen sich auf den Ausdruck einer Ich-Wesenheit - wobei sich das beim Hören auf den menschlichen Ton beschränkt -, denn lesbar ist nur, was von einem Ich her stammt.

Wenn wir lesen wollen im Text der Natur - oder verstehen, was sie spricht, wie Siegfried durch das Kosten von Drachenblut -, können wir den «Stil» der lesenden Gebärde am Stil der höheren Sinne lernen. Das Absehen von dem zunächst Gegebenen bedeutet, dass wir die wahrgenommene Natur nicht durch Verstandesbegriffe oder -Vorstellungen «deuten», wie wir auch nicht die Form eines K deuten beim Lesen, sondern die Form geradezu gar nicht in Betracht ziehen; wir müssen auf den Verstand und auf seine Begriffe verzichten, wenn wir zu höheren Begrifflichkeiten kommen wollen. Das bezieht sich auch auf jedes gefühlsmässige, «lyrische» Einleben anthropomorpher Art; das tun wir auch nicht mit den Buchstaben beim Lesen. Was die «Begriffe» von der Ebene des Lebens von den uns bekannten Begriffen sehr unterscheidet, ist ihre Vieldeutigkeit, die sie mit den sogenannten *Symbolen* teilen. Die Schlange, Uroboros, die ihren Schwanz verschluckt, ist von unerschöpflichem «Sinn». Die Natur wird zu solchem Symbol, wenn wir sie lesen. Um mit solchen Begrifflichkeiten umgehen zu können, muss offensichtlich auf jede «Kombination» verzichtet werden. Ein weiteres Charakteristikum der lebenden Begriffe ist, dass sie in dem «Denkenden» eine Aktivität sind und allein in dieser Aktivität «sind», wie die reinen Ideen in ihrem intuitiven Konzipiertwerden. Und wie ich beim Lesen das Gelesene immer - auch wenn es nicht bewusst wird - auf einen Sprechenden, auf ein Ich-Wesen beziehe, so müssen die lebenden Begriffe «suchend» sein, zu einem Wesen, zu einem Wort von übermenschlicher Grösse.

Der erste lebendige Begriff ist der des Lebens selbst. Der übliche Begriff vom Leben ist überhaupt kein Begriff - wir verstehen nicht einmal nominell «Leben», und schon deshalb ist «Leben» auch nicht wahrnehmbar. *Leben* wird Begriff nur, wenn es in mir «lebt», wenn ich Leben in mir, im Bewusstsein, erfahre; das ist im Vergangenheitsbewusstsein, das das Alltagsbewusstsein ist, nicht möglich. *Leben*, oder das «Ätherische», ist ein Oberbegriff; wenn ich ihn «konzipiert», erblickt habe, kommt nächstens seine Individualisierung, etwa so, wie wenn ich «Asien» denke, das ein Erdteil ist, der vieles in sich schliesst. So ist *Leben*, das Ätherische, eine Welt: die der lebenden gegenwärtigen Realität. Die Individualisierung der lebenden Begriffe kann anhand der reinen Wahrnehmung (Wahrnehmungsmeditation) geschehen.

Die ersten «monistischen» Begriffe sind Leben, Klang, Licht, Wärme. Der Urbegriff dieser Art ist *das Wort*. Einst waren alle Begriffe monistisch, sie meinten zum Beispiel «Sonne», und das war Denken, Fühlen und Wollen, die aus der «Sonne», nicht aus «unserer» Sonne, ausgegangen sind und zugleich im Menschen das Denken, Fühlen und Wollen der Sonne hervorgerufen haben. Das Auseinanderfallen von Aussen und Innen ging parallel mit dem

Herabgelähmtwerden der Vorstellungen, mit dem zunehmenden Vergangenheitscharakter. Die zwei extremen Versuche, die Welteinheit wieder herzustellen aus dem dialektischen Vergangenheitsbewusstsein heraus, das selber ein Produkt des Zerfalles der Einheitswelt ist, sind der subjektive Idealismus und der konsequente Materialismus. Ersterer nimmt die ganze Wirklichkeit in das dialektische Bewusstsein; der zweite verlegt die Wirklichkeit ganz nach aussen und lässt das Bewusstsein aus der äusseren Realität entstehen, nicht beachtend, dass die ganze Theorie somit ihren Erkenntnischarakter verliert.

Der neue Monismus ist zunächst ein intuitiv-denkerisches Verstehen dessen, dass der Weltenprozess weder aussen noch innen noch ein Berechenbares ist: insofern der Mensch an ihm teilnimmt, ist sein Beitrag nicht zu berechnen. Das intuitive Verstehen ist, nicht die *Erfahrung* der monistischen Realität; deshalb wandelt sich mit dem Verstehen das *Empfinden* in bezug auf die Wirklichkeit nicht. Erleben oder Erfahren ist nur durch Bewusstseinswandlung möglich, und die ist erforderlich, wenn ein Lesen im Buch der Natur, eine geisteswissenschaftliche Naturbetrachtung entstehen soll.

...

Durch alle Wesen reicht der *eine* Raum:  
Weltinnenraum. Die Vögel fliegen still  
durch uns hindurch. O, der ich wachsen will,  
ich seh hinaus, und *in* mir wächst der Baum.

Ich Sorge mich, und in mir steht das Haus.  
Ich hüte mich, und in mir ist die Hut.

...

(R.M. Rilke, «Es winkt zur Fühlung ...»)